

Wenn Kindergarten und Schule zu Seelentröstern werden

«Ich lache ser vil in der Schuele», steht auf dem Übungsblatt des Drittklässlers Thomas – «Ich danke inen das mir bei inen in die Schule könen» auf jenem seines Zwillingbruders Markus. Und im Rechnungsheft der Erstklässlerin Nena beginnt sich gemächlich eine kugelförmige Sechse an die andere zu reihen. Schulalltag also. Allerdings einer, der anders ist als alle andern. Nicht von ungefähr: Die kleine Schulstube, in der die drei Kinder unterrichtet werden, ist Teil der Kinderklinik am Berner Inselspital.

«Id Schuel ga, fägt – ömu hie», versichern die drei Patienten ungefragt. Sie sind mit Feuereifer bei der Sache und

Von Marianne Heimoz (Text) und Hansueli Trachsel (Bilder)

kümmern sich während des Unterrichts keinen Deut darum, dass im linken Arm eine Infusionsnadel steckt. Für die Zwillinge Thomas und Markus gehören das Inselspital und die Inselfschule eben zu ihrem ganz persönlichen Alltag. Zu einem Alltag, der sie einmal im Jahr zu einem Spitalaufenthalt zwingt und sie in der Kinderklinik zu «Stammgästen» hat werden lassen.

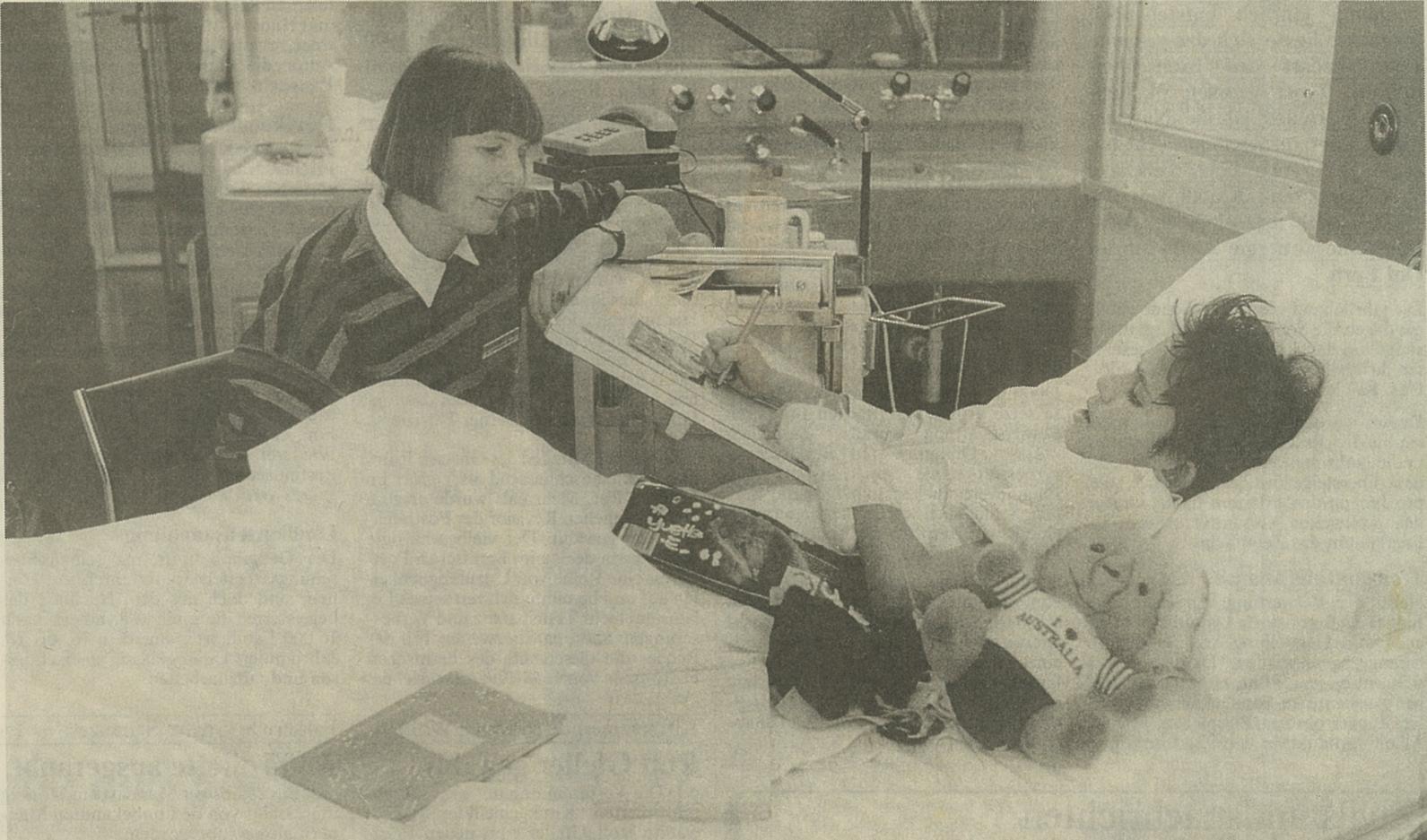
Auch die kleine Nena – sie hat dem «Bund»-Fotografen zuliebe am Morgen «äxtra ganz lang d Zäng putzt u viermau gspüelet» – ist nicht zum ersten Mal da. Normalerweise ermüdet sie sehr rasch und hat Mühe mit dem Atmen. Aber die Sauerstoff-Flasche, welche die Krankenschwestern auf der Pflegeabteilung für alle Fälle bereitgestellt haben und die Nena auf dem Weg in die Schulstube begleitet hat, bleibt unbenutzt. Die Krankheit des quirligen Blondschopfs, der sich am Schluss der Lektion kaum von einem Buchstabenspiel trennen kann, tritt während einer knappen Stunde wie durch ein Wunder nicht in Erscheinung.

Trotzdem: «Masch no, Nena?», fragt Lehrerin Annelies Lehmann vorsichtshalber ab und zu.

«Masch no, Yvette?», hat sie eine Stunde früher ab und zu auch eine elfjährige Patientin gefragt, die bettlägerig ist. Und Yvette, die sich im Moment nicht einmal aufsetzen kann, hat jeweils ebenso entschieden genickt wie später ihre Kameradlein in der Schulstube.

Übrigens: In Yvettes Privat-Schulstunde hatte fast ebenso viel Platz wie in einem ganzen Schulmorgen: ein improvisiertes Konzert auf dem Xylophon als Einstimmung, eine kombinierte Französisch- und Deutschübung (die Sekundarschülerin ist vor nicht allzu langer Zeit aus Australien in die Schweiz gekommen und sprach früher vor allem Englisch) und das Schreiben eines Briefes an den Klassenlehrer und die Schulkameraden zuhause.

Auch Yvette hatte konstatiert, sie sei froh, dass es im Spital eine Schule gebe. «Nur so im Bett zu liegen und einzig auf die Ärzte oder auf Besuch zu warten,

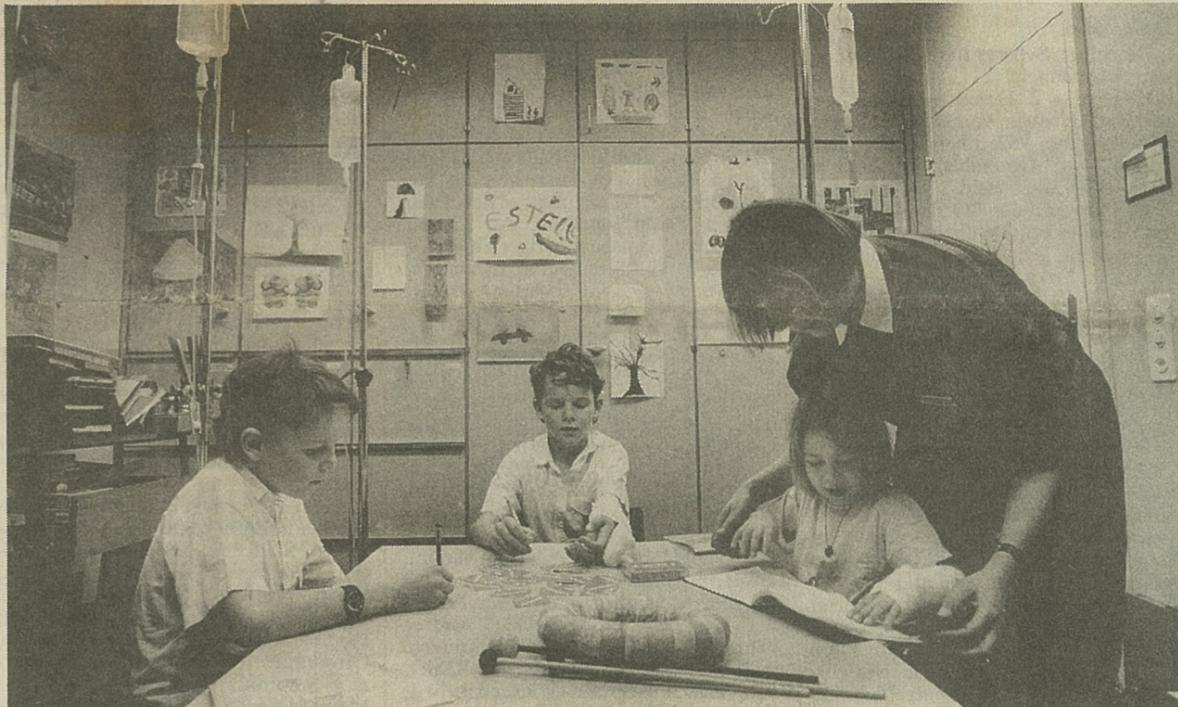


Yvette ist bettlägerig und mit ihren Kuscheltieren allein im Zimmer. Sie geniesst den Unterricht doppelt – nicht nur, weil die Lehrerin beim Briefeschreiben hilft.

wäre viel zu langweilig.» Eine Meinung, die im Verlauf des Morgens dann auch der junge Spanier Jacobo teilen sollte.

«Masch no?», ist fast zwangsläufig eine wichtige Lehrerfrage im Schulbetrieb auf den medizinischen Abteilungen des Kinderspitals: Hier werden ausser Patienten mit schweren Infektionskrankheiten (z. B. Meningitis, Scharlach) auch solche mit Cystischer Fibrose (eine mit krankhafter Schleimsekretion verbundene Erbkrankheit), Magersucht, einem Tumor oder einer Herzkrankheit gepflegt. In der Spitalschule müssen die Lehrkräfte deshalb stärker auf die individuellen Möglichkeiten und die momentane Belastbarkeit der Kinder Rücksicht nehmen, als dies im «normalen» Schulalltag üblich ist.

Dazu kommt, dass der Begriff «Erziehung» in der Spitalschule in erster Linie als Lebenshilfe in einer besonderen Lebenslage verstanden wird: «Als Angebot einer ganzheitlichen Betreuung des kranken, verletzten oder behinderten Kindes, die von diplomierten Lehrkräften – parallel zur medizinischen Versorgung – durch eine der speziellen Situation angepasste pädagogische Betreuung und schulische Förderung sichergestellt wird», wie im Schulprospekt zu lesen ist.



Weil Markus, Thomas und Nena trotz der Infusion nicht das Bett hüten müssen, arbeiten sie jeweils im Schulzimmer.

«Masch no?», braucht Kindergärtnerin Doris Kaiser ihre Schützlinge auf der Kinderchirurgie seltener zu fragen. Einmal wechseln die Patienten hier wesentlich häufiger als auf den medizinischen Abteilungen, «Stammgäste» bilden eine Ausnahme. Vor allem, weil Kinder das Spital nach einem chirurgischen Eingriff in der Regel rascher verlassen können und sich weit weniger «krank» fühlen als die Patienten auf der Medizin. Dazu kommt, dass Kinder im Kindergartenalter häufig noch völlig natürlich auf Stresssituationen reagieren: Sie schlafen ganz einfach ein, wenn sie nicht mehr spielen und basteln mögen. Oder sie schauen vom Bett aus bloss zu, wie die anderen werkeln, wenn sie selber dazu noch keine Kraft haben.

Auch die fünfjährige Susi ist häufig müde und schläft tagsüber viel. Heute hat sie aber zu tun: Ihren Samichläusen, die sie am Vortag gebastelt hat, fehlen noch Begleiter. Deshalb fällt es ihr etwas leichter als sonst, sich von ihrer Mutter – diese möchte rasch etwas essen gehen – zu trennen.

Geduldig wartet Susi, bis ihr die Kindergärtnerin, die vorerst die bettlägerigen Patienten beschäftigt, das Bastelmaterial bereitgestellt hat. Und ebenso geduldig malt sie dann jene WC-Rollen an, die später den Körper der Samichlaus-Begleiter bilden werden. Welche Farbe Susi dafür gewählt hat? Eseligräu selbstverständlich...

Übrigens: Kindergarten- und Schulgrau sucht man am Inselspital vergeblich. Kindergarten und Schule sind hier eben mehr als bloss Bildungsanstalten. Sie sind auch Seelentröster – bunte Farbtupfer in einem für kranke Kinder häufig beschwerlichen Spitalalltag.

Jeder Tag eine Herausforderung

mhj. «Wir wissen am Morgen nie genau, wie unser Tag aussehen wird. Aber unsere Aufgabe am Inselspital ist faszinierend, erzählen die Spital-Lehrkräfte.

Wer als Kindergärtnerin oder Lehrkraft in einem Spitalbetrieb arbeitet, muss damit rechnen, dass der Schulalltag hier weniger planbar ist als in der «normalen» Schulstube. Und man muss sich bereits vor dem Stellenantritt bewusst sein, dass einen die Tragik hinter den Einzelschicksalen nach Arbeitsschluss manchmal nach Hause begleitet. Dass man sich zwar berühren lassen darf, aber im Kontakt mit den jungen Patienten nie aus falsch verstandenem Mitleid heraus handeln sollte. Weil man einem kranken Kind damit nicht weiter hilft. Eine schwierige Aufgabe? «Sicher», gehen sechs Teammitglieder einig. «Aber vor allem eine faszinierende und eine bereichernde Aufgabe. Wir arbeiten nicht von ungefähr seit zehn, zwanzig und mehr Jahren hier.»

Jede Medaille hat zwei Seiten

Beim ersten Hinhören glaubt man denn auch, sich in einem kleinen Schulparadies zu befinden. Begriffe wie Leistungsdruck, Proben oder Noten gehören nicht ins Vokabular der Lehrerinnen und Lehrer. An ihre Stelle treten Zeit zum Zuhören, individuelle Lösungen und entsprechend kaum Probleme mit der Disziplin, weil die Schulstunden meistens als willkommene Abwechslung geschätzt werden. Das ist aber nur die eine Seite der Me-

daille: Auf der Kehrseite steht ausser der psychischen Belastung unter anderem die Tatsache, dass sich der Kindergarten- und Schulbetrieb der Medizin unterzuordnen hat. Das bedeutet beispielsweise, dass Kinder wegen nötiger Untersuchungen, einer Therapie oder einer Arztvisite immer wieder abrupt vom Werken oder aus dem Schulbetrieb geholt werden müssen. Oder dass angefangene Geschichten irgend einmal, «später», zu Ende erzählt werden müssen.

Leben lernen müssen die Lehrkräfte zudem mit zum Teil falschen Erwartungen der Eltern: Im Inselfkindergarten kümmert man sich in erster Linie um jene Patienten, deren Eltern nicht immer selber am Krankenbett sitzen. Und die Inselfschule kann – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – weder schwachen Schülern mit Nachhilfestunden Lücken auffüllen helfen (Stichwort: Sekundarschulprüfung) noch für die Schule vorarbeiten. Hier wird vielmehr dafür gesorgt, dass der schulische Rückstand der Patienten nicht allzu gross ausfällt.

Selbst Kinder, die nach menschlichem Ermessen das Spital nie mehr geheilt werden verlassen können, werden unterrichtet. Auch dann, wenn der Tod in absehbarer Zeit mit am Krankenbett stehen wird: «Wir versuchen, den Schulbetrieb möglichst lange normal zu gestalten und bei keinem Kind das Gefühl aufkommen zu lassen, es sei abgeschrieben», sagen die Lehrer. «Im Spital vermittelt die Schule einen Teil jener Lebensqualität, auf die jedes Kind ein Anrecht hat. Auch das lebensgefährlich erkrankte Kind.»



Susi ist mit Feuereifer an der Arbeit. Mit Eselifarbe selbstverständlich...



Ein mobiles «Schulzimmer» begleitet die Lehrerin jeweils von Bett zu Bett.